

## **Kirchenferne im diakonischen Dienst**

(E. Hauschildt, 16. 2. 2016))

*Kirchenferne sind* – anders als in den Hoch-Zeiten des Diakonissen- und Diakonenamts – auch bei Mitarbeitenden *der Normalfall der Diakonie*. Bei den heute in der Diakonie in ihren „säkularen“ Fachberufen Tätigen handelt es sich um „ganz normale“ Mitglieder der evangelischen Kirche, die – wie die Mitglieder dieser Kirche sonst auch nur zu 20-30% der Kirche sehr oder ziemlich verbunden fühlen, ansonsten aber eine weniger starke Verbundenheit haben. Dazu kommen Personen, die Mitglieder anderer Kirchen sind, vor allem der katholischen Kirche. Zunehmend gibt es in den Diakonieorganisationen auch Mitarbeitende ohne Kirchen- und Religionsmitgliedschaft und auch Menschen aus anderen Religionen. Die „Kirchennahen“, bezogen auf die evangelische Kirche, sind auch unter den Mitarbeitenden in der Minderheit. Selbst bei Führungskräften ist Kirchennähe keine Selbstverständlichkeit.

Die Absicherung der Kirchlichkeit der Mitarbeitenden über die *herkömmliche ACK-Regel ist dysfunktional*: Sie ist zu weit und formal, wenn sie Kirchennähe tatsächlich sichern soll. Sie ist zugleich zu eng da, wo sie daran hindert, bei der Personalsuche die fachlich Besten und bei Multikulturalität der Hilfebedürftigen kulturell Passende einzustellen. Die Dinge sind hier im Fluss. Schon seit 1999 gilt z.B. in der EKIR, dass muslimische Kräfte im Kindergarten eingestellt werden können, „wenn ein Gesamtkonzept vorliegt“. Inzwischen ist das Prinzip generalisiert worden.

Doch ist damit noch nicht geklärt, was es denn mit dem Ideal der Kirchennähe der Mitarbeitenden überhaupt genauer auf sich hat. Dazu die folgenden Überlegungen. Sie gehen dem nach, für welche Personenkreise zu welchen Zwecken denn Kirchennähe welcher Art von Bedeutung ist.

### **A) These: Das Ideal der Kirchennähe derer im diakonischen Dienst ist zu transformieren durch Differenzierung zwischen drei Dimensionen: Symbolik, Fachlichkeit, Persönlichkeit**

Bei der Symbolik geht es darum, an welchen Kennzeichen die Kirchennähe bei der Diakonie nach außen hin erkennbar ist. Persönlichkeit zielt darauf ab, wie in jeweils individuellen Varianten das Verhältnis zur Kirche gelebt ist. Bei der Fachlichkeit geht es darum, wie Wissens- und Handlungsfertigkeit bezogen auf Religion und evangelische Theologie vorhanden sind und sich zu anderen Fachlichkeiten verhalten.

Die Gewichtung der drei Dimensionen sieht bei Leitungspositionen z.T. anders aus als bei den sonstigen Mitarbeiter-Positionen. Zwei möglichst verschiedene Konstellationen, die mit unterschiedlicher Fachlichkeit zu tun haben, seien im Folgenden durchgespielt. Die eine bezieht sich auf Personen mit theologischer Fachlichkeit, die andere auf solche die diese gerade nicht haben.<sup>1</sup>

#### A1) Symbol und theologische Fachlichkeit: *Pfarrer/in im Vorstand*

Nach außen und nach innen erzeugt die Symbolik der Leitung einer diakonischen Einrichtung durch einen Pfarrer/eine Pfarrerin eine *assoziative Verknüpfung zum System „Ev. Kirche“*. Pfarrer/innen, egal was sie tun, gelten unweigerlich als Personen der Kirche. Wenn sie Füh-

---

<sup>1</sup> Aussagen über die Diakoninnen und Diakone sind hier ausgespart. Siehe aber dazu meinen Kommentar zur Chr. Grethleins Beitrag: „Das diakonische Defizit des evangelischen Kirchenverständnisses.“

rungspersonen sind, dann ruft das unweigerlich die Vorstellung auf, dass die soziale, pädagogische, pflegerische Arbeit in dieser Organisation als christliche Nächstenliebe gedeutet sein soll. Das Unternehmen ist zu verstehen als eine professionalisierte und organisierte Gestalt von Nächstenliebe. Zugleich stellt die symbolische pastorale Figur eine *exemplarische Individualität* dar: Diese Person zeigt an, wie es möglich ist, als Individuum evangelisches Christsein in der Arbeit in der Diakonie zu leben. Damit verbinden sich durchaus Spannungen und offene Fragen. Sind denn Mitarbeitende, die Fehler gemacht haben oder die krank geworden sind, soweit gesetzlich erlaubt, zu entlassen oder ist ihnen zu vergeben bzw. sind sie mit Ihrer Krankheit zu mitzutragen? Ist der Lohn verstanden als einer, der nach Leistungsgesichtspunkten, nach Marktlage gezahlt wird oder als Lebensunterhalt? Diese Fragen treten nun aber nicht erst deshalb auf, weil diese Diakonie unternehmerische Gestalt hat und auf einem Sozialmarkt arbeitet, sie stellen sich schon in der Theologie selbst: in der Fragen nach dem Verhältnis von Barmherzigkeit und Gerechtigkeit oder bei dem biblischen Gleichnis von der Entlohnung der Arbeiter im Weinberg.

Das Symbolische zeigt etwas Sachliches an: Die Fachlichkeit der Theologie soll in der Diakonie eine Rolle spielen. Diese aber nicht in dem Sinne, dass diese Fachlichkeit als die höhere die anderen regiert und diese in den Status von Hilfsfachlichkeiten degradiert. Sondern damit ist besagt – Alfred Jäger hat das ja seinerzeit zu recht in die Debatte gebracht –: Es wird *neben* den anderen Fachlichkeiten (Medizin, Pflege, Therapie, Pädagogik, Sozialarbeit, Wirtschaft, Management) auch eine theologische Fachlichkeit in der Diakonie garantiert. Diese theologische Fachlichkeit ist damit aber auch nicht zu einem Sahnehäubchen für Sonntagsreden degradiert. In der diakonischen *Interdisziplinarität* leistet Theologie einen Beitrag zur Humanität des diakonischen Handelns, wie er besonders in a) Fragen der grundsätzlichen Vision und Strategie, b) der ethisch riskanten Arbeitsprozesse und c) des faktischen Einbezugs der spirituellen Dimension von Lebensqualität der Hilfebedürftigen und der Helfenden auftritt.

A2) Zum Verhältnis von *Evangelischer Unternehmenstradition und Religions- und Weltanschauungspluralität* bei den in der Diakonie Tätigen:

Klassisch wird vorausgesetzt: Auch kirchenferne Mitarbeitende müssen die Präsenz von christl.-evangelischen Religionspraktiken *akzeptieren*. Das kann eine Pflicht zur *passiven* Teilnahme an seltenen besonderen „Gottesdiensten“ u.ä. einschließen. Umgekehrt bedeutet das aber auch: Solche Gottesdienste müssen sich auf ein weltanschauungsplurales Publikum einstellen.

Klärungs- und ausbaubedürftig ist aber die Frage nach der *Fort- und Weiterbildung*, hier: soweit sie sich auf Thematiken von Kirche und Religion bezieht und es mit mehrheitlich kirchenferneren Mitarbeitenden zu tun hat. Dafür sollte der Grundsatz gelten: Ziel ist der Erwerb solcher Kenntnisse und Fertigkeiten aus dem Bereich der Theologie, die, bei gegebener Weltanschauungs- und Religionspluralität der Lernenden, *für die Arbeit auch relevant* sind.

Was dazugehört, sei hier knapp umrissen.

*Kenntnisse*: Ein gewisses *Grundwissen* gehört dazu. Es sei hier in vier gleichumfangreiche Gebiete eingeteilt. Insofern das Unternehmen als zur Diakonie zugehörig gilt, sollten diakonischen Grundsätze/Traditionen des Christentums bekannt sein (25%) und auch evangelische Traditionen – am sinnvollsten konkretisiert auf die historische Herkunft der eigenen Einrichtung (25%). Die andere Hälfte des Grundwissen bezieht sich auf die Situation religiöser Pluralität. Dazu gehörten Kenntnisse über Judentum, Islam, fernöstliche Religion (25%). Es gehört aber auch konstitutiv hinzu, ein Bild davon zu gewinnen, was säkulare und religiöse Spiritualitäten sind und wie sie sich äußern (25%, dazu gleich noch weitere Erläuterungen

*Fähigkeiten:* Hier geht es darum, bei der Begegnung mit Äußerungen/Praktiken verschiedener Religion und Weltanschauung im beruflichen Alltag als theologische „Laien“ angemessen menschliche *Resonanz* zu zeigen. Das heißt: Zu zeigen, dass man gehört hat, dass für das Gegenüber überindividuelle Sinnformationen, Traditionen, Frömmigkeit eine Rolle spielen. Gegebenenfalls kann es auch dazu gehören, in der Reaktion durchblicken zu lassen, dass für einen selbst auch Entsprechendes wichtig ist, was teils direkt anschließbar ist an das beim Gegenüber, aber auch einen teils etwas anderen Charakter haben mag (z.B. bei einer anderen Kirchenbeziehung oder Religion des Mitarbeiters/der Mitarbeiterin)

*Potenziale:* Die Fortbildung selbst ist nicht exklusiv nur auf Kenntnisse und Fertigkeiten fixiert. Sie macht damit ernst, dass sich bei helfender Tätigkeit und den damit verbundenen „Ambivalenzen des Helfens“ Herausforderungen stellen, wie man selbst persönlich damit zurechtkommt. Die Fortbildung zielt deshalb auch darauf ab, einen Raum für den Diskurs in der Lerngruppe über die jeweils eigenen *spirituellen* Ressourcen zu bieten und darin jeweils für sich selbst Klärungen und Weiterentwicklung zu erreichen.

### **B) Von der religiösen Gemeinschaft um das Zentrum der Kirchnahen zu der Hilfeorganisation mit evangelisch begründeter Sensibilität für Spiritualität**

In den bisherigen Ausführungen fiel immer wieder der Begriff „Spiritualität“. Was damit genau gemeint sein soll, ist im allgemeinen Sprachgebrauch ziemlich diffus. Darum seien hier einige Präzisierungen vorgeschlagen.<sup>2</sup>

1. Spiritualität/„spirituell“ meint Vorstellungen, Gefühle und Praktiken *angesichts der Begrenztheiten des Vorfindlichen* (z.B. keine Fortschritte bei Hilfebedürftigen, Abbau und Sterben bei ihnen, Umgang mit eigenen nicht wieder gutzumachenden Fehlern; Nichterfüllung von Idealen usw.). Spiritualität besteht in einer größeren, umfassenderen Sinnperspektive/Kohärenz (also der Erfahrung von Zusammenhängen), die gerade beim Erleben von Kontingenz (Zufällen, Abbrüchen, Zusammenhangslosem) aktiviert wird. Sie hat es insofern mit „Transzendenz“ zu tun – dem was über das unmittelbare Einsehbare und Nachweisbare und Beeinflussbare hinausgeht. Dabei kann diese Transzendenz sich gleichwohl auf *überindividuelle weltimmanente Größen* (z.B. Werte der Freiheit etc.; eine „Philosophie“, *soziale Größen* wie die Familie etc. beziehen) oder auf als *außerweltlich verstandene Größen* (Religion, Gott etc.). Ebenso liegen häufig Fälle der Kombination von beidem vor: Eine scheinbar leicht austauschbare Sache (z.B. eine Reise an einen bestimmten Ort machen, ein Fest, das eigene Möbelstück) ist deshalb so wichtig, weil es für viel mehr steht. Oder: Eine große Sinnperspektive von Religion ist repräsentiert in bestimmten Riten (z.B. Lieder, Gebet).

2. Anders als Religiosität wird hier Spiritualität als ein *universal bei Menschen* sich zeigendes Phänomen verstanden, nämlich transzendierend zu denken und zu fühlen, während Religiosität in säkularisierten Gesellschaften eine der möglichen Weisen von Spiritualität darstellt.

---

<sup>2</sup> Vgl. hierzu Erhard Weiher, Das Geheimnis des Lebens berühren. Spiritualität bei Krankheit, Sterben, Tod. Eine Grammatik für Helfende, 4. durchgesehene und erweiterte Auflage, Stuttgart 2014. Ausführlich dargestellt und noch etwas weitergeführt in: Eberhard Hauschildt, Von einer Spiritual-Care-Darstellung für die Seelsorgetheologie lernen. Zum Buch von Erhard Weiher, in: Pastoraltheologie 2015, 326-344.

### 3. Vier Typen von Spiritualität:

	<i>Alltagsphänomene</i>	<i>reflexiv elaborierte Phänomene</i>
<i>Spiritualitäts-Typen</i>	BASALE SPIRITUALITÄT (samt ggf. Alltagsreligiosität)	WELTANSCHAULICHE SPIRITUALITÄT (samt Spiritualität in Religionen)
<i>Handlungstypen</i>	HUMANE (personale oder kulturelle) RESONANZ	Kommunikationstheoretisch reflektierte und religionstheoretisch wie theologisch INHALTLICH FACH-VERANTWORTETE ARBEIT AN UND MIT SYMBOLISCHEN ÄUSSERUNGEN in einem Lernprozess

Die *basale Spiritualität* begegnet in alltäglichen Äußerungen und Gewohnheiten, wobei der Bezug auf Transzendentes oder ein ganzes Sinnsystem oft nicht ausdrücklich gemacht wird und auch nicht bewusst ist. Beider als *weltanschaulich markierten Spiritualität* bringen Menschendeutlich zum Ausdruck: Das sind meine Werte, Vorstellungen und Überzeugungen, für die ich mich entschieden habe und denen ich folge. Man outet sich dabei als Anhänger einer bestimmten Religion oder Lebensphilosophie oder auch als Atheist oder Materialist usw. Die *humane Resonanz* ist eine Menschlichkeit und Zuwendung zeigende Haltung, wie sie allen Menschen möglich ist. Diakonische Organisationen sollten Wert darauf zu legen, dass möglichst alle ihre Mitarbeitenden, wo es angemessen ist, so reagieren können. *Seelsorge und Spiritual care* im engeren Sinne ist jedoch ein Handeln, das einer entsprechenden beruflichen Ausbildung oder zumindest ehrenamtlichen Schulung bedarf. Hier nimmt sich jemand Zeit, mit dem Gegenüber, der spirituellen Hilfebedarf hat, die symbolischen Äußerungen zu entschlüsseln, dabei eine Vertrauensbeziehung aufzubauen und im Dialog auszuloten, wie ihm die Ressource Spiritualität /Religion erschlossen und sie vertieft werden kann.

#### **C) Fazit für den Alltag der Diakonieorganisationen: Diakonische Atmosphäre als Qualitätsmerkmal für alle**

- Möglichst alle Mitarbeitenden, auch die Kirchenfernen, können *humane Resonanz* gegenüber Alltagsspiritualität inklusive -religiosität oder weltanschauliche Spiritualität inklusive elaborierter Religionsäußerung/Religionsausübung zeigen.
- Leitende sind symbolisch als individuelle Varianten einer (evangelisch)-christlichen Frömmigkeit erkennbar.
- Theologische Expertise ist vorhanden. Evangelische Seelsorger/innen sind vorhanden und können auch interkonfessionelle und interreligiöse Seelsorge sowie elaboriertes Spiritual Care für Kirchenferne und Menschen jeglicher Art anbieten.
- Der Zugang zur Seelsorge durch Seelsorgepersonen der jeweils eigenen Weltreligion wird, wenn gewünscht, unterstützt.
- Zur Fort- und Weiterbildung gehört flächendeckend auch die Fortbildung für den beruflichen und persönlichen Umgang mit Spiritualität/Religiosität der anderen wie der eigenen Person: Durch unterrichtende fachlich ausgewiesene Theolog/innen und Seelsorger/innen wird die berufliche Anforderung zur spirituellen Resonanz und die elaborierte jeweils eigene Spiritualität gefördert. Didaktisch ist dabei die mehrheitliche Kirchenferne derer im Dienst der Diakonie praktisch kein Problem, viel mehr eine Chance.

## Menschenwürde statt Christusbefolgung? Zur Ambivalenz des Helfens

(E. Hauschildt, 10. 2. 2016)

### I) Vorbemerkung zur Situation

Zur Erinnerung: Diakonie heute befindet sich in einer Situation, die sich von der Antike und auch vom 19. Jahrhundert in einigen Punkten gravierend unterscheidet. Das trifft die Diakonie im Sinne eines anwaltschaftlichen Wächteramts und auch die lokale Gemeindediakonie zunächst scheinbar weniger, wirkt sich aber jedenfalls in der organisierten und spezialisierten Diakonie stark aus. Darum sind die folgenden Überlegungen auf sie bezogen. Zwei Konstellationen haben sich geändert.

1. Für die „innere Mission“ des 19. Jahrhunderts war die Zielperspektive davon geprägt, religiöse wie soziale Not integral durch physische, sittliche und religiöse Hilfe an den betroffenen Evangelischen – und nur an ihnen<sup>1</sup> – zu verändern und eine Wiederherstellung einer ev.-christl. Gesamtgesellschaft zu erreichen. Heute kann sich angesichts von religiöser Pluralität Diakonie sinnvoll nur auf alle Menschen jeglicher Religion beziehen: Suchet der Stadt Bestes. Dabei kann angesichts von Säkularisierung in der Gesellschaft das Interesse an Religiosität nicht mehr als allgemeinmenschliche Gegebenheit vorausgesetzt werden kann.

2. Im 19. Jahrhundert waren Diakonie und Caritas, die nicht nur das Kirchenversagen, sondern auch das Staatsversagen reagierte. Rahmenbedingungen des Sozialen sind inzwischen: Soziales Handeln ist Aufgabe des Sozialstaats geworden und es gibt ein Bürgerrecht auf professionalisierte Hilfe. Diakonieorganisationen befinden sich heute auf einem Markt bei Konkurrenz professionalisierter der Dienstleister.

Folgen: Das Muster „Jesus heilte und predigte zugleich, also machen wir es auch so“ passt nicht mehr unmittelbar für die Diakonieorganisationen. Es stellen sich vier Herausforderungen. 1. Klassisch missionarische Diakonie im Kontext sozialstaatlicher Dienstleistung muss in der Perspektive der Nicht-Evangelischen und auch der nurvolklich Evangelischen (rund 80% der Bevölkerung) als übergriffig erscheinen. 2. Die Ergänzung des intervenierenden sozialen Handelns durch zusätzliche ergänzende menschliche Präsenz (als wie auch immer spezifisch christlich oder nicht spezifisch christlich man sich die vorstellen mag) stellt auf dem Markt einen kostentreibenden Faktor dar. Wer finanziert die? 3. Was wird aus dem Ideal diakonischer Gemeinschaft, wenn in der Diakonie sowohl religionsplurale und säkularisierte Hilfebedürftige als auch eine religionsplurale und säkularisierte Mitarbeiterschaft gegeben sind? 4. Eine gemeinschaftlich christlich-missionarische Diakonie ist zwar möglich und wäre dann schön eindeutig. Das bedeutet aber den Rückzug der Diakonie aus der Gesellschaft hin zu unbedingt stark kirchlichen Mitarbeitenden für kirchliche Hilfebedürftige in einer Nische der Gesellschaft.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Aus den Statuten des Centralausschusses der Inneren Mission von 1849, §1: „Die innere Mission hat zu ihrem Zwecke die Rettung des evangelischen Volkes aus seiner geistigen und leiblichen Noth durch die Verkündigung des Evangeliums und die brüderliche Handreichung der christlichen Liebe. Außer ihrer Aufgabe liegt es, Ungetaufte zu belehren oder Glieder anderer christlicher Religionspartheien herüberzuziehen. Sie umfasst nur diejenigen Lebensgebiete, welche die geordneten Ämter der evangelischen Kirche mit ihrer Wirksamkeit ausreichend zu bedienen nicht im Stande sind, so daß sie diesen in die Hände arbeitet und in demselben Maße ihre Aufgabe für gelöst ansieht, als die Wirksamkeit des kirchlichen Amtes sich erweitert.“

<sup>2</sup>Vgl. dazu meine kritische Auseinandersetzung mit St. Fleß: *Eberhard Hauschildt, Hilft die Diakonie den Falschen?* Zu den Prämissen von Steffen Fleßas Plädoyer für eine arbeitsorientierte Diakonie und ihrer Position im sog. „Dritten Sektor“, in: *Pastoraltheologie* 95 (2006), 477-492.

## II) Menschenwürde und Christusbachfolge als Wertebasis diakonischer Organisationen

Auch heute gehören zum Helfen Motive dafür zu helfen. In der religionspluralen und teils säkularisierten Gesellschaft in einem Staat finden sich religionspezifische und nicht-religiöse Motivationen nebeneinander. Zwei für Deutschland besonders gängige Begründungen des Helfens lassen sich in die Kurzformeln „Christusbachfolge“ und „Menschenwürde“ fassen. In welche Beziehung setzt die Diakonie sie zueinander? Der Modelle sind in der Debatte.

a) *Modell: Christusbachfolge statt unzulänglicher Menschenwürde*: Dies klassische Modell argumentiert christologisch (bzw. jüdisch-christlich) und vertritt dabei die These: „Diakonie ist besser“. Das impliziert Folgeaussagen: 1. Wir sind besser als andere, weil es ohne christliche Motivation gar nicht richtig gehen kann. 2. Wir sind faktisch besser als alle anderen. Das Problem besteht darin, dass dieser Anspruch eine diakonische Überheblichkeit kultiviert und man zugleich den empirischen Nachweis, inwiefern man messbar besser ist, nicht vorlegen kann.<sup>3</sup>

b) *Modell: Menschenwürde statt Christusbachfolge*: Verstärkt ab den 1970er Jahren gibt es auch eine Selbstaufgabe der Christlichkeit der Diakonie nach dem Motto: „Wir sind auch so wie die anderen“. So argumentieren z.B. Ruegger/Sigrist<sup>4</sup> (ich verkürze ein wenig): Dem Ideal der Menschenwürde folgt die Diakonie und die Schöpfungstheologie besagt das Gleiche. Die Schönheit der Schöpfung motiviert zu einem positiven Menschenbild von der gottgegebenen Fähigkeit zum Helfen und Verbesserungsfähigkeit der Hilfebedürftigen. Auf eine christologische Begründung sollte man verzichten. Vertritt diese doch ein negatives Denken und eben die diakonische Überheblichkeit. Die Schwierigkeit, die m.E. dann entsteht: Es ist nicht mehr einsichtig, was das Christliche den überhaupt Eigenes einbringt und damit, wozu es diakonische Organisationen auf dem Markt noch geben sollte. So schlage ich ein drittes Modell vor:

c) *Modell: Christusbachfolge als Beitrag zur Menschenwürde* (und Menschenwürde als Beitrag zur Christusbachfolge):

Die *Andersartigkeit* der Diakonie besteht darin, dass sie den *interpretationsbedürftigen* und gesetzten Wert der Menschenwürde in eine eigene bestimmte Perspektive stellt, die auch für die Praxis des Sozialen einen Unterschied ausmachen kann. Dabei unterscheidet sie sich sowohl von der These (Modell a) „Christen sind besser“ wie von der (Modell b): „Alle Menschen sind gut“. Sie rechnet auch damit, dass es von nicht-christlichen Werten, Theorie und Praktiken etwas für die Diakonietheorie und Diakoniepraxis zu lernen gibt.

Das Modell will ich im Folgenden weiter begründen und konkretisieren. t (III)

<sup>3</sup> Ausführlich dazu: Heinz Ruegger / Christof Sigrist, Diakonie – eine Einführung. Zu theologischen Begründung des helfenden Handelns, Zürich 2011

<sup>4</sup>Ebd.

### III) Mein Vorschlag zur Relevanz der großkirchlichen ev.-christlichen Diakonie für alle in der Gesellschaft auf dem Sozialmarkt

#### III/1: Der *kritische Realismus* christlicher Diakonie

Trotz des Ideals der Menschenwürde: Helfen ist nicht nur schön, sondern auch riskant für Helfende wie für Hilfebedürftige, anstrengend und nicht ungefährlich. Es lädt zu Machtbeziehungen und zu Burnout ein. Klassischer theologischer Topos der jüdisch-christlichen Anthropologie Tradition für die Gefährlichkeit des Lebens ist, neben die Schöpfungslehre auch die Sündenlehre zu stellen und für die Christen auch das „simul iustus et peccator“ mitzubedenken. Der Beitrag zur allgemeinen Debatte von Helfen im Horizont der Menschenwürde besteht darin, gegenüber ideologischen Idealen und perfektionistischen Kontrollen einen Realismus einzubringen, der vorsichtig und kritisch bleibt, weil er einen Blick für die Ambivalenzen des Faktors Mensch hat. Dem Menschenwürdeoptimismus gegenüber erweitert dies das Bild vom Menschen zu dem von einer Existenz, die sich auch zwischen den Kräften von a) Sünde/Scheitern und b) Gottes Gericht und Gerechtigkeit/Vergebung befindet. Das gibt auch der Vorstellung der Gleichheit eine zusätzliche Weite: Gleichheit ist nicht nur die der gleichen Menschenwürde, als ob es keine empirische Unterschiede gäbe. Gleichheit darf aber auch nicht dadurch unterminiert werden, dass man dann doch wieder stuft und die Würde an kognitive Fähigkeiten zum Beispiel bindet. Menschenwürde ist nicht nur das Startkapital, sondern die transempirische Zielperspektive. So jedenfalls sieht es die evangelische Tradition und Theologie. Trotz abstrakter Würde macht erst Gott die Sünder gerecht und damit in neuer Qualität gleich. Gott erkennt auch Unterschiede an und misst das Handeln nach seiner Qualität (so die Vorstellung vom Gericht nach den Werken). Dieser religiöse Horizont macht aber gerade nicht die bestehenden Unterscheide, soweit sie sozial, kulturelle und politisch produziert sind gleichgültig, sondern, auch das ist eine Funktion von Gericht nach den Werken, erwartet ein menschliches Handeln, das die beseitigbaren oder zumindest verkleinerbaren Unterschiede angeht, also eine Anstrengung um Gerechtigkeit fordert und ein Ethos der Barmherzigkeit erwartet.

#### III/2: Das *Selbstbewusstsein* der *evangelischen* Diakonie: Sensibilität für Ethik

Es gibt durchaus ein evangelisches Spezifikum: Wir vertreten konfessionell einen Typ *ethischer Sensibilität*, der behauptet, ein besonderes Potenzial zu haben, nämlich human förderlicher zu sein als katholische normenfixiertere und als libertäre normenvergessenere Muster. Um es am Beispiel des Umgangs mit „Abtreibung“ deutlich zu machen. Wenn materiale Normierungen religiöse Herkunft zu sehr das Hilfehandeln dahingehend bestimmen, was in einem christlichen Krankenhaus auf keinen Fall stattfinden darf, dann hilft es zwar dazu, dass die Einrichtung tugendhafter dasteht, führt aber nur auf den Weg, das Problem zu externalisieren, indem Menschen im Abtreibungskonflikt abgewiesen werden. Wenn in nicht-religiösen Hilfeeinrichtungen „Abtreibung“ gar nicht als ethisches Konfliktfeld auftaucht, dann wird aber auch das nicht den Problemen der vor der Entscheidung stehenden Mütter bzw. Partner gerecht. Humaner ist es, die Entscheidung als Konfliktlage intensiv zu begleiten – mit offenem Ausgang, in welche Richtung die Entscheidung geht. Dahinter steht ein evangelisch begründeter religiöser Grundsatz: Lieber sich in ethische Ambivalenz einzugeben, als gar nichts zu tun. Martin Luther formulierte es 1521 an Melanchthon in dem berühmten Ausspruch: „Esto peccator et pecca fortiter, sed fortius fide et gaude in Christo, qui victor est pec-

cati, mortis et mundi!“ („Sei ein Sünder und sündige kräftig, aber glaube noch stärker und freue dich in Christus, welcher der Sieger ist über die Sünde, den Tod und die Welt!“)

III/3: Eine *Programmatik zur Lebens- und Arbeitsqualität* des sozialen Handelns: Wir fördern Räume für Spiritualität und Religion.

Die Ambivalenzen helfenden Handelns insgesamt, besonders der Umgang mit Leiden, chronischer Fortschrittslosigkeit der Interventionen in dem Sinne, dass höchstens Rückschritte vielleicht verlangsamt werden, und der Tod stellt die Frage nach Ressourcen für Resilienz. Religion ist hier eine eigene Art von Ressource. Während nicht mehr behauptet wird, dass alle Menschen Religion haben, wird neuerdings, aus der Palliativmedizin kommend, Spiritual Care als integraler Bestandteil des Helfens für alle angesehen.<sup>5</sup> Dabei ist Spiritualität im Sinne einer Kraft verstanden, Transzendenzen, die über einen selbst hinausweisen, als Kohärenzgefühl zu kultivieren. Damit ist Spiritualität etwas, was als allgemein, auch bei nicht-religiösen vorkommend, angesehen werden kann. Eine Diakonie, die Raum für Religion zulässt und die Spiritual Care als eine Aufgabe sieht, ist nicht nur für evangelische, sondern für alle potenziell interessant, gleich welcher Religion oder gleich wie säkularisiert,

Das gilt nicht nur für die, denen geholfen wird, sondern auch für die Helfer. Dabei geht es nicht nur um eine Spezialaufgabe von ausgebildeten Seelsorgerinnen und Seelsorgern und Diakoninnen und Diakonen, sondern um eine Relevanz für alle in der Diakonie beruflich Tätige.

Bei der Diakonie kann man dabei erwarten, dass sie die Bilder der biblischen Szenen in der Mitarbeiterfortbildung als „spirituelle“ Kultur-Ressource einbringt und in einen Diskurs mit den Ressourcen treten lässt, die die Menschen jeweils schon haben mögen. Erfahrungen aus dem Religionsunterricht und aus der Fortbildung in religions- und weltanschaulich pluralen Gruppen zeigen, dass dies didaktisch gut möglich ist.

In ein Motto gefasst ließe sich das Gesagte kondensieren in den Satz: „Wir kultivieren *Sensibilität für Ethik und Religion*“

Das ist nicht nur etwas für diakonische Organisationen. Von Erfahrungen damit und Lernprozessen darin profitiert auch die Gemeindediakonie in ihren längst auch religionsplural und säkularisierten Kontexten. Es profitiert davon auch die anwaltschaftliche Diakonie, wenn sie sich in die bereichsethischen Debatten der Sozialpädagogik, der Sozialpolitik und der Gesundheitsdebatte zu Wort melden will,

---

<sup>5</sup> Nach der aktuellen WHO-Definition von 2002 ist Palliative Care „ein Ansatz zur Verbesserung der Lebensqualität von Patienten und deren Familien, die mit Problemen konfrontiert sind, die mit einer lebensbedrohlichen Erkrankung einhergehen: durch Vorbeugen und Lindern von Leiden, durch frühzeitiges Erkennen, untadelige Einschätzung und Behandlung von Schmerzen sowie anderen belastenden Beschwerden körperlicher, psychosozialer und spiritueller Art.“